

SPIEGELBLATT

Nr. 16

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1904

Der Uebergang.

Roman von J. J. David.

(Schluß.)

Es war eine unendliche Erschöpfung in ihr und in ihrer Brust ein Stechen. So, als müsse sie den Erregungen erliegen, die so unmenschlich hastig auf sie eingestürmt waren. Sie riss sich mit einem jähnen Ruck ihr Kleid auf. Deut-

sich hinzetzte und, entsezt über die Gräßlichkeit des Tonos, abbrach, sich stützte und mit leeren, wan-

dernden Augen um sich sah.

Die Türe ging. Frau Kathi Maher raffte sich zusammen.

Maher torkelte mit zitternden Knieen einen einzigen Schritt vorwärts und seine Zähne schlugen einen schrecklichen Takt: „Maranb Josefl Der Adam!“

„Ja. Der Adam. Steh' Dir ihm noch einmal an, Dein' Einzigeu.“



Bierbankpolitiker. Nach dem Gemälde von E. Harburger.

um wollte sie noch nicht zusammenbrechen. Durchaus nicht. So lange wollte sie's noch aushalten — mit Anspannung alles ihres Wissens.

Wie lange? So lange es eben sein müsste. So lang, just so lang! Als würden die zwei Worte eine Zauberformel in sich bergen, wiederholte sie sich sie immer wieder. Bis sie die beiden Silben vor

Ihr Mann trat ein. Scheu, eine Willkommenheit und eine Ahnung im Gesicht. „Ich hab' gehört,“ stotterte er, „es ist wieder was gescheh'n? . . .“

Sie nickte mit einer entsetzlichen Starrheit.

„Was ist denn schon wieder gescheh'n?“

Sie riss den Schirm von der Lampe, so daß ihr volles Licht auf das Antlitz des Toten fiel. Frau

Er stürzte in die Kniee vor dem Bett, faltete die Hände, wollte beteuern. Sie krallte sich in seine Schulter, daß der Griff wehe tat, wie der Schlag von Habichsfängen. „Aufsteh'n, sag' ich. Ich leid's net!“

Er leistete einen schwachen Widerstand: „Ein Vaterunser — für die arme Seele!“

"Aufsteh'n, sag' ich." Noch leidenschaftlicher:
"Ich leid's net!"
"Ja, warum denn net?"
"Es gehört sich net."

Er erhob sich wütend und verschreckt. Auf einen Stuhl setzte er sich und hielt beide Hände vor die Augen. „Magst Du ihn net ansehen, Franzl?“ kam's in bitterstem Hohn. „Magst Du net sehn, was Du angestellt hast?“

„Also — da liegt er, Dein Einziger!“ Sie schied sich mit diesem einen Wort von ihm und dem Toten. „Und weißt Du, wer ihn dahin gebracht hat, Franzl? Weißt Du es, hau? Oder muß ich Dir's erst sagen? Das war net der Strizzi, der ihm mit seinem Messer in sein Herz gestochen hat — böß warst Du und Du alleinig . . .“

Er sprang auf: „Kathi — Du bist närrisch . . .“

„Das wär' am End' kein Wunder nach dem allen. Aber ich bin's net. Närrisch war ich ja, wie ich Dich genommen hab'. Närrisch, ja, aber schon zum Binden närrisch, wie ich Dir treu geblieben bin und 's bei Dir ausgehalten hab' die vielen verfluchten Jahr', wie ich's immer wieder tentiert hab', aus Dir einen Mann zu machen. Aber jetzt bin ich's net. Aber schon gar net!“

„Da werd' ich geh'n . . .“

„Da bleibst!“ Das war ein Befehl, gegen den es keinen Einspruch gab. „Und wohin willst denn geh'n, Franzl? Epper gar zu Deine Brüderlin, ihnen erzählen von der narrischen Frau? Und meinst Du in der ganzen Wienerstadt, so groß und so verlumpt wie sie ist, lebt heut ein Mensch, der Dir noch die Hand gibt? Meinst?“ Sie holte tief und röchelnd Atem.

Er versuchte eine schwache Auflehnung. „Muck' net!“ herrschte sie ihn an. „Jetzt red' ich!“ und versank in ein sehr langes und schmerzliches Brüten.

Er tat einen Schritt, und sie fuhr auf ihn zu. Sie war grauenhaft zu sehen mit dem fliegenden Haar, den mageren Hals bloß. „Wart' noch ein weniger! Wir haben noch net ausgerekert miteinander, noch lang net, Franzl!“

„Kathi — Du bringst mich um!“

Sie zuckte die Achseln, hörte gar nicht auf ihn. Alsdann — da liegt Dein Bub'. Und wir müssen Gott danken, daß sie uns den Buben noch so gebracht haben; wo sie ihn uns hätten noch ganz anders bringen können.“

„Um Jesu Barmherzigkeit willen, wieso?“

Sie neigte sich zu ihm und flüsterte ihm in Gurgellaun ins Ohr: „Weißt, wer die Großmutter umgebracht hat? Der Adam!“

„Aber, es war doch keine Gewalt,“ stotterte er.

„Aber vor Schrecken ist sie gestorben, sag' ich Dir. Und er hat sie verschreckt und hat sie hernach ausgeraubt. Da, schau — so viel hat er bei sich gehabt,“ und sie hielt ihre Fünde vor ihm. Die Ringe entfielen ihrer zitternden Hand und kullerten mit gespenstigem Laut über den Boden.

„Und weißt Du vielleicht auch noch, wer ihn immer gegen die Achsel gehegt hat? Wer allseit gesagt hat: es ist kein Schad' um sie? Und mit dem Hackel wird man sie einmal erschlagen müssen? Soll ich Dir's sagen, wie derselbe heißt, oder weißt Du es eh, Franzl?“

„Man red't gar viel,“ entschuldigte er sich.

„Ja, und vornehmlich Du, Franzl. Und wenn er frech war und hat mir ins Gesicht gelacht auf meine mütterlichen und blutigen Vermaßungen, was hast denn gesagt? Ich will's nicht anders; hast gesagt.“

„Das tun gar viele in derer Stadt.“

„So geht's an einem aus. An uns ist's aus gegangen.“ Und sie schluchzte auf.

„Das ist so gräßlich, Kathi. Ganz entrisch wird mir, Kathi! Ich fürcht' mich!“

„Dafür ist's zu spät. Alsdann — den Adam hast hergebracht. Das kannst amal net leugnen. Was hat er denn noch auf der Welt wollen? Eine Adam Mayergassen gibt's net mehr. Und was die Kathi geworden ist, weißt eh. Ja, die hat halt nur schön sein sollen, nix wie schön, und so ist sie halt danach geworden. Und wenn's der Rest gut

geht — Du kannst net davon. Von Dir aus hätt' sie ins Wasser oder eine werben sollen, vor der man aussprudt. Du hast Dich gewehrt genug gegen das Glück von Deluem Mädel. Alles war Dir zu gering. Ja, halt ein Maher! Der ist was Nechtes, nur weil er ein Maher ist. Und daß Du selber der Mindeste und der Schlechteste auf der Welt bist — nur, daß hast Du gar niemals begriffen oder verstanden.“

„Kathi!“ Das kam gestöhnt aus tiefster Brust.

„Ich flücht' mich net mehr. Was kannst mir denn noch verwüsten? Dein Lester ist tot. Von der Kathi darf man net reden unter die Leut'. Bettler sein mir. Zugrund' gerichtet und verwüstet hast einmal alles. Was tuft noch auf der Welt? Zugrund' zu richten hast net mehr. Was willst noch, Franzl?“ Ein unbändiger Haß brach los. „Ober siehst noch immer net, wie überflüssig Du jetzt schon bist, Franzl?“

„Kathi! Med' net so, Kathi! Es kann' Dich gerenzen, Kathi!“

„Mag' Dir keine Sorgen! Mich gereut net mehr!“

„Es kann' was geschehn, Kathi!“

„Werd' mich net interessieren . . .“

„Kathi!“

„So heißt' ich, ja! Aber jetzt geh', oder vom Toten geschlecht was.“

* * *

Er glug. Das Gesicht verzerrt vom schwersten Krampf. Zögern, rückwärts schreitend, wie immer noch in der Hoffnung nach einem Rast, der ihn halte, immer noch zwischen Verzweiflung, die sich kleinen Ausweg mehr weiß, und Lebenssehnsucht. Sie merkte nicht einmal, daß er ihr verschwand. In eine immer steigende Raserei geriet sie. Worte kamen ihr, die sie nie vorher gedacht. Ihre Stimme schwoll.

Sie zeterte, gellte, kreischte, eine schwungende, berstende Sturmgleise; und zwischen durch stöhnte die Frau in furchtbaren, tierischen Lauten, schlug niedrig in die Faust und sprang wieder auf. Ganz von Stimmen gebärdete sie sich, und ihre fruchtlosen Drohungen und Verwünschungen teilte sie zwischen dem Toten und jener Türr, hinter der ihr der Mann entschwunden war.

Sie wußte nicht, wie lange sie's so getrieben hatte.

Ohne Rührung blieb sie, wann die Linnerl, spät, wie immer an Sonntagnachmittagen, heimgekommen war. Nur an eines entsann sie sich noch aus jenem Tag der Schrecken: an einen gräßlichen, erschütternden Aufschrei aus dem Nebenzimmer. Dein da hing etwas, langgestreckt und regungslos, am Fensterkreuz und stierte die Linnerl aus verglasten Augen an. An ein totenblaßes Mädelgesicht; an die gestöhnten, zögernd gehauchten Worte: „Mutter! Schreien S' net a sol' Er hört's gar nimmer.“ Dann schlug sie hin. In einer schweren Ohnmacht.

18.

Die Linnerl stand vor Peter Gröger.

Ihr Gesichtchen war schmäler geworden und das Trauerkleid ließ es durchgeistigter erscheinen, denn je.

In den Augen war der tiefe Glanz der Wissenden, die beginnen, dem Leben hinter seine Hüllen und Falten zu sehen.

Sie hatte ihm die letzten Begebenheiten in ihrem Elternhause berichtet, so weit man auch dem Vertrauten gegenüber davon sprechen konnte. Nun war sie schon wieder im Begriffe zu gehen. Sie bot ihm die Hand:

„Also, Du kommst zur Leich'.“

„Ich werde bestimmt kommen, Linnerl.“

„Weißt — es ist nur, damit wir zwei Schwestern, die Enkel und die Mutter net gar so alleinig dabei sind.“

„Ich verstehe, Linnerl.“

„So — und jetzt behält Dich Gott!“

Er hielt ihre Hand: „Und hernach? Was wird hernach, Linnerl?“

Sie verstand ihn nicht gleich. Nur ihre Hand entzog sie ihm und sah ihn mit ihren merkwürdig fragenden Augen an.

„Wird man sich hernach wieder einmal sehen? Sehen? Warum denn net, wenn es sich schickt.“

„Ich meine ja nicht gleich. Aber über eine Zeit, wenn Du Dich gefaßt hast.“

Sie schüttelte sehr entschieden mit dem Kopf. „Was einmal war, das ist gewesen und kommt niemehr. Das mußt Du doch versteh'n, mein Gott. Es hat alles sein End.“

„Und wirfst Du manchmal an mich denken, Linnerl?“

„Ich mein' schon.“

„Und im Guten, Linnerl?“

„Wär' ich sonst hergekommen? Just zu Dir gekommen, damit doch ein Gefreundeter bei deinem Leich' ist?“

„Und was wird mit Dir, Linnerl?“ Es war ihr, als hätte er sie nun erst ganz lieb, da sie sich freiwillig und für immer von ihm schied, und als verlor er mehr an ihr, als er einmal erlangt und durfte sie nicht ungetrostet von sich gehen lassen. „Um mich mußt Du Dich net harben.“

„Ja — aber was willst Du beginnen, Linnerl? Ober darf ich's nicht wissen?“

„Das weiß ich halt selber noch net so genau. Da wird's viel zu vergessen geben,“ und sie strich mit der Hand über die Stirn.

„Auch mich, Linnerl?“

„Da daran vergißt kein Mädel,“ entgegnete sie ehrlich.

„Aber ich möcht' es doch wissen und habe vielleicht ein Recht dazu, wie Du Dir Dein Leben denkst.“

Sie zuckte die Achseln: „Ich möcht' lernen. Viel lernen. Was es für unsreins nur zu lernen gibt. Und ich bin noch jung und mir wird's leicht. Vielleicht auf eine Lehrerin möcht' ich lernen. Und ich werd' Dir's nie vergessen, daß Du mir den Geschmack da drauf bracht hast.“

„Und wenn Du Lehrerin bist?“

„Halt weiter lernen. Alles mögliche und was mir nur eingehet. Und weißt: ich hab' so viel erlebt! Und ich glaub' allemal, ich werd' einmal in stand sein, das zu sagen, was ich erlebt hab', so daß sie's alle begreifen. Und mir scheint, daß geht viele Leut' in derer Stadt an, was ich geseh'n und mitgemacht hab' — so viele, daß sie vielleicht aufhorchen werden, wenn ich einmal davon red'. Und ich behalt alles in mir. Und ich wart' auf meine Zeit und bin geduldig. Und jetzt behält' Dich Gott, ich muß zuhaus. Komm' bestimmt.“

„Ich komme bestimmt.“ Er wollte sie an sich ziehen.

Sie widerstand und ließ sich nur auf die Stirne küssen.

„Und ich dank' Dir noch einmal für alles.“

„Woßir denn?“ meinte er ehrlich verwundert.

„Ich mein', man sagt so, wenn man einander gern gehabt hat und man geht von einander, net, weil man sich nimmer mag, sondern weil's halt ein End' haben muß.“

„Warum muß es aber ein End' haben, wenn ich noch magst?“

„Weißt's kein Sinn mehr hat und kein Zweck. Das verstehst doch selber ganz gut. Versäumt hab' ich am End' nix bei Dir. Aber ich kann' was versäumen. Heiraten will ich nimmer. Es wär hübsch und ich hab's gern erlebt. Aber schleppen wollen wir uns nicht miteinander, weil wir einmal für eine Zeit zusammen gegangen sind.“

* * *

Das Doppelbegräbnis war ganz still verlaufen. Da es vorüber war, begleitete Peter Gröger die Leidtragenden heim.

Dort empfahl er sich mit aller Herzlichkeit, über die er verfügte und mit einigen Worten, die allenthalb vertrieben und zu nichts verpflichteten.

Er wußte in sich sehr genau, daß sich in dieser Stunde sein Pfad und der der Mayerschen für

immer geschieben hatte, daß man einander vielleicht noch gelegentlich trennen, sicherlich aber sich nie mehr finden würde.

Die Zeit, die er mit diesem Hause verbracht, war ihm wichtig und für seine ganze Entwicklung entscheidend gewesen.

Er hatte da viel gelernt und beobachtet, das ihm für alle Dauer wichtig und wertvoll, als ein Werk verbleiben müßte. Und er hatte auch sonst Grund, des Vergangenen gern und dankbar sich zu entsinnen.

Aber es war wohl auch an der Zeit gewesen, daß ein Ende gemacht wurde. Und er war nicht über geneigt, in den Ereignissen der letzten Tage beinahe einen persönlichen und an ihn gerichteten Wink der Vorsehung zu erkennen.

Es tat ihm allerdings leid, daß er die Linnerl verlor, während sie ihm noch sehr lieb war. Für die Dauer aber wär' es doch kein Verhältnis gewesen, mit er empfand es fast mit Mitleidung, daß ihm die häßliche und unankhbare Tolle, mit der er sich als vorsorgender Mann in Gedanken doch schon beschäftigt, erspart geblieben war: zu brechen oder zum Bruch zu treiben.

Unter anderen Umständen aber wär' es möglich gewesen, daß man sich wieder fand, die alte Flamme ausloderte und sich eine feuer Beziehungen entspann, wie er sie schon mit Bedauern bei älteren Geusen sah: die nicht leben und nicht sterben können und beiden eine Last und eine Qual bedeuten, nur weil man aus falscher Milde nicht verstand, rechtzeitig ein Ende zu machen.

Das war nunmehr undenkbar. Er hatte das Recht, gekräut zu sein, nachdem ihm die Linnerl in so entschiedener Weise den Laufpass gegeben, hatte weiterhin die Pflicht, ihren Wunsch mindestens zu achten, alles zu melden, was sie aus Gewesene erinnern konnte und sie ihre Straße allein gehen zu lassen.

Denn dieses und sonst nichts begehrte sie von ihm.

Zu solchen Erwägungen war er vor sich hin geschlendert, ohne süberlich seines Weges zu achten. Es war ein sehr heller Tag, wie sie manchmal den Spätherbst bei uns verklären — viel Licht, ohne Blendung und Grellheit. Er empfand die Sonne sehr dankbar, als schiene sie so recht für ihn, bestimmt, alle trüben Gedanken, die sich etwa in ihm regen könnten, zu bannen und ihm aus der Seele zu saugen.

Ein starker und freudiger Goldton war in der Welt. Er überspann die schwarzen Knöpfchen der kahlen Alnuthsbäume am Ring, das sparsame, gelbliche Blattwerk, davon der eingesinnige Ahorn nicht lassen wollte. Der Himmel war sehr hell und hoch, und durch die herbe und klare Luft schwammen vereinzelt Marienfäden. Und alles leuchtete, wie zu einem letzten Aufschlechten, ehe der Winter alle Farben mit seinem Nebelroden überzieht.

Er kam zur Universität. Ein starker Menschenverkehr war, und die roten Wagen der Elektrischen schossen eifrig hin und wider und machten sich mit heftigem Glockenton vernehmlich.

Hier machte Peter Gröger Halt. Ein Endchen Waller, das abfallende Stückchen Nasen davor noch ganz grün, mit Häusern, die altersgrau und stolz auf die Straße niederschauen, war vor ihm, vor ihm der schlanke Umriß eines Denkmals, dessen helle Bronze goldig schien; ein lebhaftes Gedränge von Jugend, zu der er trotz seiner Erfahrungen noch ganz gehörte, um ihn; um ihn ein Eben und Flüten, zwischen Straße und Universität, sich allstündig mit dem Wechsel der Vorlesungen erneuernd.

Er folgte dem Zug und betrat die stolze Halle. Eben begann ein Kolleg. Er ging in den Hörsaal, und eifrig und ohne Nebengedanken horchte er den Ausführungen des Dozenten, freute sich, wie leicht er fasste, und war sehr zufrieden mit sich und sehr glücklich darüber . . .

* * *

Die Mutter und die Linnerl haben sich mit den Navratitschen zusammengetan. Frau Kathi Maher

ist sehr wunderlich und verwirrt. Man läßt sie gewähren; selbst wenn sie's den Enkeln gegenüber mit einer unzettigen Strenge probiert. Der Meister bewährt sich eben auch in bester Weise als Schwiegersohn und Schwager.

Die Linnerl studiert Tag und Nacht. In ihrem letzten Willen hatte die Ahndel dem Meister keinen Schuldrest erlassen unter der Bedingung, daß er, wenn Franz Maher etwas zustoße, die Mutter zu sich nehmen und die Linnerl etwas lernen lasse. Es hätte dessen nicht bedurft: denn er ist dem Mädchen sehr zugetan und respektiert es außerordentlich. Sie kann immer noch sehr lustig sein. Aber, es ist ein unglaublicher Ernst und eine große Unnahbarkeit in dem Mädchen, denn es sonst nicht an Anträgen fehlen würde. So, als hätt' es ein fernes Ziel vor Augen, dessen man keinen Augenblick vergessen darf, will man's erreichen. Sie wird dahin gelangen und wohl noch weiter, als man ahnt. —

Ende.

Von Köln bis Mainz.

Von Emil Rosenow.

(Schluß.)

S Unter Coblenz wird die Szenerie wildromantisch. Mächtige Felsenblöcke, hoch droben Burg-ruinen und im Strombett das rauschende, grüne Wasser. Bei Kapellen erhebt sich der Stolzenfels, den Friedrich Wilhelm IV. nach Angaben von Schinkel durch Schüler und Persius restaurieren ließ. Die Einweihungsfeier gab damals Freiligrath Auslass zu seinem herrlichen Gedichte: „Von unten auf! . . . Ein Dampfer kam von Bleibach . . .“ Er trug den König und die Königin zum Stolzenfels. Während draußen Alles Jubel und Freude, schafft im Innern am glühenden Ofen der Heizer-Maschine. Eine Pause mußt er aus, Lust zu schöpfen.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antik und Arm rot erhitzt. Mit der geröteten haargen Brust auf das Geländer breit gestützt, So läßt er schweißen seinen Blick . . .

Und nun läßt der Dichter den Heizer-Maschinen emporwachsen zur Verkörperung des Proletariats, welches auf seinen Schultern den Staat trägt.

Wir sind die Kraft, wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat, Die wir von Gottes Borne sind bis jetzt das Proletariat!

Zum ersten Male trat das moderne Industrie-proletariat in dieser Freiligrath'schen Dichtung in poetischer Gestalt auf die Tribüne und schrie laut seine politischen Forderungen hinans.

Der Stolzenfels ist eine alte Festung. Sie wurde im 13. Jahrhundert durch den Trierischen Erzbischof Arnold v. Isenburg erbaut, als eine Zwingburg für Zollerpressungen von den Kaufleuten. Das war der Zweck all' der Burgen, die längs des Stromes auf den Felsen liegen, und die Fürsten, die Erzbischöfe, die Grafen taten es in der Ausplündierung der Kaufleute einander gleich. Der Isenburger war einer der schlimmsten, denn solch' ein Erzbischof der mittelalterlichen Zeit war kein rein kirchlicher Repräsentant wie heute. Der Erzbischof übte, entsprechend der Stellung der Kirche, die eine soziale und politische Macht, auch soziale und politische Macht aus. Dazu herrschte in der Kirche durch die Habgier des päpstlichen Hofes die Simonie, der Aleinterkauf. Wer eine Kirchenwürde haben wollte, mußte sie teuer erkaufen, und es verstand sich von selbst, daß der Käufer aus seinem Anteile nun auch Kaufsumme und Profit herauszuschlagen wollte, deshalb drückte der trierische Erzbischof überall Abgaben und Trophäen heraus. Ebenso auch das kleine und große weltliche Herrenamt. Der Raum und die Erpressungen, die diese in Form des Rheinzolls übten, waren ihre hauptsächlichste Einnahmequelle, und es hat lange Kämpfe gekostet, ihnen dieses Recht zu nehmen.

Eine so verwinkelte Sache war im Mittelalter der Rheinzoll, daß bei den meisten dieser Zölle kaum

mehr jemand Recht von Unrecht zu unterscheiden vermochte.

Der Kaiser oder bestimmte Fürsten halten einen ihrer Vasallen zur Belohnung für irgend ein Verdienst mit dem Recht der Zollerhebung belehnt, oder sie hatten an Städte und Herren dieses Recht gegen eine Summe Geldes verkauft. Oft hatten diese Käufer das Recht an dritte und vierte Personen weiter verkauft, und so war die Zollgerechtsame nach langer Zeit endlich in die Hände des derzeitigen Besitzers gekommen, der sein wirtschaftliches oder vermeintliches Recht schonungslos zur Ausbeutung der Kaufleute und Schiffer ausnutzte. Dadurch und durch die Frohnarbeiten der Bauern lebten sie auf den Burgen, bereu öfters sehr verwirrt von den Felsen herabschauen. Jeder Herr, der am Rhein ein Schloß stehen hatte, sah sich als Herr des Stromes an, sperrte den Strom, ließ seinen Vogt mit den Knechten auf der Lauer liegen und zwang die Vorläufigen zur Abgabe eines Zolles. Mit Stäben kamen die Knechte der Burgherren gleich Männer an die Schiffe herangeschritten, erpreisten in langem Felschen und Streiten, welches oft in blutige Tätilichkeiten überging, ihren Zoll und fuhren höhnisch lachend von dannen; wußten sie doch, daß ein paar Wegstrecken abwärts oder aufwärts der Vogt einer anderen Burg auf das von der Burgzinne längst gesehene Schiff bereits wartete. Die erfahrenen Rheinschiffer stritten deshalb auch gar nicht mehr mit den Zollvögten; sie zahlten ohne Widerspruch, der doch unzulässig war, und feilschten höchstens um einen niedrigeren Zoll bei Waren, die ihnen sonst alszuviel verteuert worden wären. Den Schaden hatte der Käufer in den Städten. Erst drunter im Hafen von Köln kounte der Kaufmann, indem er die Summe aller gezahlten Zölle zusammenrechnete, den endlichen Preis der Ware endgültig bestimmen.

Deshalb entstand der Stolzenfels und all' die übrigen Burgen am Strom.

Borbet am Königsstuhl, der sich bei Rheins kanzelartig erhebt, fährt der Dampfer. Er ist eine alte Versammlungsstätte der Kurfürsten; hier verhandelten sie „des Fleisches Sachen“, hier wählen sie Kaiser und Könige. Umsonst haben sie's freilich nicht getan, und all' die Volksbedrückung des Mittelalters resultiert großenteils daraus, daß die Fürsten sich ihr Wahlrecht von Kaiser und Königen mit Verleihung von Privilegien aller Art gut bezahlen ließen; was dann das Volk an seinem Leibe zu spüren bekam.

Um manche der Burgen weht die Sage ihre Kränze. So um die Städte der „Bildnerburgen“ Liebenstein und Sterrenberg. Sie sind durch einen Graben und eine dicke Mauer getrennt, letztere im Volksmund die „Streitmauer“ geheißen. Hier sollen die beiden feindlichen Brüder, um eine Mäde in Liebe entbrannt, einander angefallen und im Streit getötet haben. Au' anderem wieder haftet ein derbes Wort, welches, von Mund zu Mund fortgepflanzt, sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Drobau liegen die Städte Katzenellbogen und Thurnberg. Die erste hieß beim Volke Kurzweg die Katz'. Der Thurnberger setzte seine Burg erst später hin. Vermutlich lockte ihn das Geschäft der Zollerpressung, das die Katz' sehr gemacht hatte. Der Katzenellbogener war wütend auf die Konkurrenz, schwor dem Thurnberger den Untergang und meinte mit Beziehung auf die beiden Burgen: seine „Katz“ werde die „Maus“ wohl bald fressen. Ihn aber erreichte der Untergang zuerst; sein Geschlecht starb aus, die Burg kam in hessischen Besitz.

In St. Goar kommt der Orgeldreher an Bord, und kaum hat sich der Dampfer in Bewegung gesetzt, so dreht er los: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten . . .“ Denn vor uns liegt der Urleifelsen. Seit Brentanos Romanze von 1800, Heines Lied von 1832 und der Silcherschen Weise dazu ist die Sage von der schönen Kurlei, die lebhaft an die Sirenen der klassischen Sage erinnert, volkstümlich geworden.

Born auf dem Deck sitzen ein paar Coblenzer. Sie haben sich am guten Rheinwein heiße Köpfe

getrunken und strecken sich nun heftig über Möglicheit und Wirklichkeit des Märchens. Erstens, wo die Kurlei beim Singen gesessen haben kann; dann, wann die Geschichte passiert sein kann. Und es erhebt sich ein Streit, dessen Lärm die sämtlichen Fahrgäste anzieht. Endlich sagt einer trocken aneinander, die ganze Geschichte sei Unsinn. „Lei“ heiße im Rheinland bekanntlich jeder Fels, richtigiger Schieferfels, und „Lur“ Stammes von „Luren“, Lanern; es habe Bezug auf das Echo, indem der Volksmund sage, es lanere jemand hinterm Fels, der dem rufenden Wanderer erwidere. Kurlei heißt also nichts anderes als Echofels. Zum Beweise legt der Tourist die hohlen Hände an den Mund und schreit: „A... ho... i...!“ Und von den Felswänden kumt's zurück: „... ho... i...!“ Nun legen sie alle die Hände an den Mund, und das ganze Schiff schreit: „Ahoi! ahoi!“ Nur die Coblenzer sitzen grimmig hinter ihren Weinflaschen, und der Eine sieht giftig auf die „Neunmalgescheiteten“, die alles besser wissen wollen.

Der Dampfer fährt an Caub vorüber, dem alten Weinbaudörfchen und Hauptplatz für die Gewinnung des rheinischen Dachschiefers, der aus tiejen Stollen hervorgeholt wird. Hier ging in der Neujahrsnacht von 1813 auf 1814 Blücher mit seiner Armee über den Rhein. Gegenüber Caub steht auf einem Felsen mitten im Strom die Pfalz, ein finsteres Burggebäude, welches bis 1805 der Zollerhebung diente. Doch hat es noch ein anderes Interesse. Es wird darin ein Gewach gezeigt, das früher den Pfalzgräfinnen als Niederkunststätte gedient hat. Damit man den Gräfinnen kein Kind unterschobbe und die Grafen ganz sicher waren, daß es sich um ihren reellen Spröß handle, wurden die Gräfinnen im Kahn nach der Pfalz hinübergerudert. Dort mussten sie eine Leiter emporslettern, denn der Eingang ist eine Tür über dem Felsen. Hinter der Gräfin warb abgeschlossen. Mit ihren Diennerinnen und der Bevölkung mußte sie in der Kemenate des finsteren Gemäuers sitzen, bis sie glückliche Mutter geworden war.

Rechts und links den Strom entlang beginnen sich jetzt an den Bergen hinauf die Weingärten zu ziehen.

Doch die eigentliche Weinregion liegt weiter oben. Was man hier sieht, sind die Ausläufer des Weinbaues von der Mosel und vom Rheingau. Das eigentliche Weingebiet des Rheines ist das herrliche 22 Kilometer lange und ziemlich breite Tal zwischen Lorch und Biebrich. Von dort her kommen die Weine, deren Namen in der ganzen Welt bekannt sind: Johannisberger, Rüdesheimer, Markobrunner, Gelbenheimer, Hattenheimer, Rauenthaler, Ahmannshäuser.

Ehemals als der Rheingau noch den Erzbischöfen von Mainz gehörte, war er auf der Landseite abgegrenzt; denn eisernstig wachten die Erzbischöfe über das fruchtbare Gebiet, das ihnen so reiche Einnahmen brachte. Ein breiter Graben und ein sechs Meter breites aus verschlungenen Bäumen gebildetes Verhau umgab nach der Landseite den Gau. Man nannte es „das Gebück“, weil der, der darüber hinaus wollte, darunter herkriechen, sich „fein bücken“ mußte. Außerdem aber schlüchten Türrme und Bollwerke den Gau gegen feindlichen Zutritt. Im Gau bestand das sogenannte Haingericht, welches mit Argusaugen über die Erhaltung des „Gebück“ wachte und bei Todesstrafe verbot, einen heimlichen Weg hindurchzulegen. Jetzt ist kaum noch irgend eine Spur dieser alten Rheingaubegrenzung mehr zu erblicken.

Aber auch schon weiter unterhalb trifft man einen guten Wein. So in Bacharach. Papst Pius II. ließ sich jedes Jahr ein Fuder „Bacharacher Wein“ nach Rom bringen, und als die Stadt Nürnberg Kaiser Wenzel vier Fuder „Bacharacher Wein“ sandte, entband er sie ihrer Verpflichtungen.

Die Rheingauer waren zu allen Zeiten ein gemütlches Völkchen. Der Wein hat ihr Blut leicht und sie selbst lebenslustig, gesellig und heiter gemacht. Ihren Wein macht die hohe Herbsttemperatur des Rheingebiets so köstlich. Nicht bloß auf das untere

Rheintal hat die Nähe der Nordsee Einfluß, sondern bis ziemlich hoch den Rhein hinauf erstreckt es sich. Im östlichen Deutschland beträgt im Oktober, November die mittlere Wärme kaum 7 Grad Raumur, hier am Rhein 7½—8 Grad. Dem verband die Traube am Rhein ihre volle Ausreife, und als dies erst erkannt war, wurde die Traube an den Rheinufern rasch heimisch. Die Römer hatten den Weinbau bereits nach Gallien gebracht; von dort gelangte er an und über den Rhein. Mainz, Worms und Speyer waren seine ersten Pflanzstätten in Deutschland. 864 begann man um Rüdesheim Wein zu bauen, zwei Jahrhunderte später begann der Johannisberger Weinbau.

Das Dampfschiff ist jetzt über Lorch hinaus, einem friedlich dastehenden Städtchen, von dem die Urkunde versichert, hier habe im Mittelalter ein zahlreicher Abtel „ein Leben wie im Paradies“ geführt. Eine Strecke weiter und Ahmannshausen taucht auf. Am Gasthaus „Zur Krone“ erinnert eine Marmorbüste an den Aufenthalt Ferdinand Freiligraths im Jahre 1844. Der Dichter hat den feurigen Ahmannshäuser Notwein gern getrunken und in dem hübschen Dorfchen seine glücklichsten Jahre verlebt.

Das Rheintal verengt sich plötzlich zum „Blüger Koch“. Der Rhein hat hier ein starkes Gefälle. Zwischen Würbeln und Strudeln muß der Steuermann das Schiff vorsichtig hindurchgeleitet nach Bingen, an der Mündung der Nahe in den Rhein. Eine alte Stadt. Schon im Jahre 70 u. Z. wird sie genannt. Hier schied sich die römische Heerstraße in die Richtung nach Trier und nach Köln. Hier schlügen im Jahre 70 die Römer die Gallier, die sich gegen ihre Herrschaft erhoben hatten.

Wo hinter Bingen sich das Rheintal wieder erweitert, liegt Rüdesheim, dessen Wein der älteste und berühmteste unter den Rheinweinen ist. Dann erscheint der Johannisberg mit seinem 25 Hektar großen herrlichen Weinland und dem Schloß. Erst war dieses ein Benediktinerkloster, 1106 von dem Mainzer Erzbischof Ruthard gegründet. Im 18. Jahrhundert erbaute an seiner Stelle der Fürstabt von Fulda ein Schloß. Den Berg hatte er läufig von Mainz erworben. Nach der Säkularisation der Abtei Fulda kam Schloß und Berg in den Besitz der Drauer. Dann zog Napoleon über den Rhein daher, vertrieb das alte Herrenamt und verschenkte u. a. den Berg an seinen Marschall Kellermann. Nach der Niederwerfung Napoleons erhielt 1816 Metternich, der Hort der europäischen Reaktion, Schloß und Berg vom Kaiser von Österreich zum Geschenk.

Heute ist beides Fideikommiß der Familie Metternich. Aber in all' den Wandlungen der politischen Macht- und Besitzverhältnisse ist der Johannisberger der Benediktinerküche gleich gut geblieben.

Winkel, Hattenheim, Erbach, Eltville, Schierstein — lauter Weinsorten. Und da taucht auch, schrägüber Biebrich, der Hauptplatz des rheinischen Weinhandels, das alte Mainz auf. Die Schiffsglocke läutet. Mächtig durchschaueln die Nieder die Fluten, und nach kurzer Zeit legt der Dampfer an der Landungsbrücke an.

Mainz und Köln haben in ihrem Panorama vom Strom aus eine große Neuhälfte. Düster und massig heben sie sich vom Fluss ab, zwei alte Kulturwahrzeichen am Rhein.

Zwischen 12 und 9 vor unserer Zeitrechnung erbauten die Römer vor dem Eingang des heutigen Mainz ein Stadtlager. Bald siedelte sich rings um das römische Söldnerlager heimische Bevölkerung an, römische Kaufleute ließen sich nieder, ausgediente Söldner, die heimisch geworden waren, schlossen sich ihnen an.

Von hier aus ging dann der Strom der Kultur längs des Rheins nach Köln hinab und landeinwärts in das mittlere Deutschland. Diese Kultur, die sich durch die Völkerwanderung hindurchsetzte, gab den Boden für die Entwicklung der rheinischen Städte, des rheinischen Handels, der rheinischen Produktion des Mittelalters. Als dann Dampf und Eisen die handwerksmäßige Produktionsweise revolutionierten

und der modernen Zeit die Bahn bereiteten, wieder der Rheinstrom Zeuge und Träger der gewaltigen Entwicklung. An seinen Ufern pochen die Dampfhammern, bröhnen die Maschinen; durch die Tunnel seiner Felsen jagten die Eisenbahnen über seinen Spiegel glitt das Dampfschiff.

Auch die geistige Umwälzung, die diese wissenschaftliche Umwälzung begleitete, findet im Rheintal ihren Ausdruck. An tausend Stellen sehen wir in Spuren und sehen wir die Kelne des Neuen, der Werdenen!

Nastlos wie das Wasser des Stromes, an dem lebt, drängt der Mensch vorwärts, seinen Gleisen zu.

Zur Kulturgeschichte des schlechtesten Tons

Von Friedrich Stampfer.
(Satz.)

SU diesen Schriften finden sich vielfach großartige Verdiktungen, die höchst ungemein wirksam sind, weil sie einfach stillose Beschimpfungen sind. Wenn Luther beispielweise von Cochlaus elutus als von dem „Nohößel“ redet, so vermischt man darin von jedem Standpunkte aus eine Spur von Geschmack — weil es ja unerträglich leicht ist, selue Gegner eine klobige Bezeichnung an den Kopf zu werfen, in der kein Sinn mehr steckt. Das starke Wort muß aber die höchste Spitze einer logischen Gedankenreihe sein, andernfalls hört das Schlupfspiel auf, eine Kunst zu sein, und fällt fäh ab in die platte Gemeinfheit. Zur Verteidigung eines solchen Vorgehens wird man höchstens aufklären können, daß „Nohößel“ damals der volkstümliche Spitzname des bekannten Reformationstechnikers gewesen ist.

Solche Ausschreitungen blieben dem auch von manchen volleren Temperaturen nicht unbemerkt. So fanden auch der abtrünnige Bruder Ambrosius Blaure in einer Schrift, in der er sich vor dem Rate der Stadt Konstanz verteidigt, Luthers alzugroße Schimpffreudigkeit. Dabei vergißt er aber nicht, daß er nicht auf die Form, sondern auf die Sache aukommie, und schließlich weiß er auch den schlechten Ton ganz im Sinn der „Lutherischen Streitschrift“ zu verteidigen.

Hat doch, so schreibt Ambrosius Blaure, „Christus, der Brunnen und das Abbild aller Sanftmut, die verstockten, steinherzigen Pharisäer oft vor allen Anderen rauh angefahren, ihnen gesucht, und sie falsche Gleißner, gemalte Totengräber, Hurenkinder, Blinde und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt, wie die evangelische Historie anzählt (Matth. 12, 15, 23, Joh. 8.)“ Vielleicht wird Luther manchem gern einen großen Titel beilegen, wenn er es mit Wahrheit tun könnte. Doch mag er meinen, es schickt sich nicht, daß er die Verfluchten durchdrängt, die reißenden Wölfe gute Hirten, die Ungläubigen gnädig nennen sollte. Doch wie dem allen sei, ich will es an diesem Litter nicht verteidigen. Das Spotten und Schelten wollen wir abweisen und den Ernst seiner tapferen christlichen Schriften zu unserer Besserung mit Dank annehmen.“

Der gute Bruder Ambrosius bringt damit vis an den Kern der Sache. Nicht auf das Wie kommt es an, sondern auf das Was. Wirken darum auf den modernen Leser in den theologischen Streitschriften Luthers manche ohne viel tieferen Sinn gebrauchte Schmähworte nur als vereinzelte Entgleisungen, so wirkt die Schrift des Fürstendieners Luther „Wider die mörderischen und räuberischen Notten der Bauern“ mit ihrem Wutgefressch, „man soll sie zerschneiden, würgen, und stechen wie tolle Hunde“ auf den modernen Leser ungünstig abstoßend und widerlich. Es ist nicht die Kraftheit der Form, die diesen Eindruck hervorruft, sondern die brutale Rohheit der politischen Stellungnahme.

Dass wie jedes Ding auch der schlechte Ton sein rechtes Maß und seinen richtigen Ort haben muß, haben wir schon gesehen. An diesem Maß hat es zu Zeiten der Reformation vielfach gefehlt, und es war kein Wunder, daß es in der folgenden Zeit

Anzeigen-Beilage für das illustrierte Unterhaltungsblatt „Die Neue Welt“.

Nr. 16

Für den Annoncen-Teil der „Neue Welt“ ist weder die Redaktion noch der Verlag des Blattes verantwortlich. Alleinige Inseraten-Ausnahme durch Heinr. Eisler, Hamburg und Berlin. Preis pro abgesetzte Nonpareille-Zelle oder deren Doppelz. M. 1,50.

1904



Montolix-Uhren, garantiert
nach Werk, schön, starkes
gehäuse, deutscher Melchstempel,
echte Goldränder. Qualität: Silber-
ton, M. 10,50. Dieselbe mit 8 echt
silbernen Kapself. M. 10. Zähle Waren
für Räucher. Hochpreiswerte, streng reelle Zigarren
sind meine nachstehenden Marken in
billigster u. etwas höherer Preislage.
Mizzi 100 St. M. 2,50
Sonia 100 " 2,70
Wanda 100 " 3,50
Trapero 100 " 4,50
Eosara 100 " 5,50
Regina 100 " 6,50
Athena 100 " 7,50
Verstand gegen Nachnahme oder nach
Voreinsendung; 5% Rabatt bei Or-
dnungskästen (100 Stück). Preisliste über
Zigarren jeder anderen Art, Zigaretten
und Tabake post- und kostenfrei.
J. Wilhelm Borchert
Cigarren-Import. Begründet 1872.
Berlin NW., Karlstraße 40.

Prima Pfauenmus.
Poststimer M. 2,--
Emalzinner, netto 25 g. 4,50
Röhr von 10 bis 70 M. pro M. 14
ab hier gegen Nachnahme.
J. A. Schultz, Magdeburg 8.

Heolsharmonika
für Säulen und auf Dächern,
ertönt durch den Wind,
M. 8, starker Ton M. 8.
Illustrierter Katalog.

Heolglocken
farbige Gläsglocken auf
Gesenstell, erslingen
von selbst. Komplett
M. 5,50.
Adolf Klüger
Reichenberg, Böhmen
Kaiserkriegel 16.

Superior-Fahrräder
sind auch für Saison 1904 unbedingt
die besten und trotzdem
ausserordentlich billig!
Haben Sie Bedarf in Fahr-
räder u. Fahrrad-Zubehör-
teilen, so fordern Sie meinen
Hauptkatalog, der Ihnen kosten-
los zugestellt wird; derselbe bietet
reiche Auswahl bei alterbilligst.
Preisstellung.
Hans Hartmann, Eisenach 122.

Sichere Existenz!!!
Völkischer Verdienst (bis M. 50 täglich)
er leidet nicht durch Verkauf oder Her-
stellung neuer, epochaler, überall ver-
breiteter Massen-Bedarfs-Artikel erfreut
anges. Offert mit 20% Rabatte an
Schlanker, Stuttgart, Silberburgstr. 103.
Wilhelm Lanka
Gera (Reuss) No. 5
Harmonika-Fabrik
Preislisten unisonst und portofrei.

Direkt aus Gera!
Damen und Herren-
Kleiderstoffe!!
vers. jedes Mass zu Fabrikpreisen
Franz Lorenz, Gera R. IV.
Muster franko gegen
franko Retoursendung.

Echt silberne
Lungenleiden (chron. Katarrhe
und Schwindesucht) heilbar!
Ausführliche Broschüre mit Berichten von Ärzten und geheilten Kranken
über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik
Dr. Hofmann Nachf. in Meerane 101 (Sachsen) gratis und franko.

Für Raucher.

Hochpreiswerte, streng reelle Zigarren
sind meine nachstehenden Marken in
billigster u. etwas höherer Preislage.
Mizzi 100 St. M. 2,50
Sonia 100 " 2,70
Wanda 100 " 3,50
Trapero 100 " 4,50
Eosara 100 " 5,50
Regina 100 " 6,50
Athena 100 " 7,50

Verstand gegen Nachnahme oder nach
Voreinsendung; 5% Rabatt bei Or-
dnungskästen (100 Stück). Preisliste über
Zigarren jeder anderen Art, Zigaretten
und Tabake post- und kostenfrei.

J. Wilhelm Borchert
Cigarren-Import. Begründet 1872.
Berlin NW., Karlstraße 40.

Weckmann's Sensation 1904"

(Original-Grösse)

reichste Cigarre. Schneeweißer, Butter Brand. 300 Stück in Original-Kästchen nur M. 9,85. Porto und Nachnahme frei.
Garantie: Zurücknahme auf unsere Kosten. Grosser ill. Prachtatalog mit 400 photogr. Abbildungen unisonst und portofrei.
Gebr. Weckmann, Tabak- und Cigarren-Fabriken, Etgersleben No. 3, Prov. Sachsen.

Elektrische Taschenlampen.

Serie I Steck. 1,00
do. II 1,50
do. III m. Schwanen-
feder Steck. 2,00
Kravattonenmodell mit elektrisch. Be-
leuchtg. Steck. 1,75
Elekt. Leicht-
stiel Steck. 3,00 u.
0,00. Ersatzteile billigst. Porto extra.
Katalog über elektr. Artikel, Uhren,
Goldwaren etc. gratis und franko.
Hugo Pineus, Hannover 31.
Wiederverkäufer erhalten Rabatt.

+ Magerkeit +

Schöne, volle Körperperformen durch unser
Oriental-Kraftpulver, preisgekrönt,
Medaille Paris 1900. Hohle
Ausstellung und goldene Medaille Han-
sburg 1901; in 6-8 Wochen bis 20 Pfund
Nachnahme, garantiert unschädlich. Streng
recht - sehr Schwindel. Beste Dan-
scheiben. Preis: Karton M. 2. Post-
anwendung. Nachnahme mit Gebrauchs-
anweisung. Hygienisches Institut

D. Franz Steiner & Co.
Berlin 170, Königgräßerstraße 78.

Hienfong-Essenz

für Wiederverkäufer 1 Dose M. 2,50.
30 Flaschen kostengünstig überall M. 7.
Laboratorium P. Seifert
Dittersbach No. 10 b. Waldenburg (Schles.)

STOTTERN

heilt durch Suggestiv-
behandlung **Robert Ernst**, Berlin SW.
Yorkstr. 20. Prospekt gratis.

GROSSE BETTEN

MATRATZEN
BETTSTELLEN

Oberbett, Unterbett, Kissen und Pfütze
mit gewährten neuen Federn gefüllt.
In besserer Ausführung M. 15. 20.
dassel. zweitfähig M. 18. 22. 29/
Holzbettstelle wie obige
mit Matratze und Bettdecken,
einfach M. 20, zweitfähig M. 25.
Verlang bei freier Vers. geg. Nachnahme,
Umtausch oder Rücksendung gestattet.
Ungarische Bettfedern- und
Betten-Fabrik in Hamburg N. 3.
Preisliste frei! Fahrer. Nachbestellung.

muß das sein, der noch nicht begriffen hat, daß
„JAVOL“ das einzige Haarpflegemittel von
wirklich positivem Wert ist.
Verblüffend großartig! — Damit ist alles gefagt.

JAVOL

fettig für trocknes, sprödes und dunkles Haar.
fettfrei für überfettiges und hellfarbiges Haar.
Flasche M. 2,--. Doppelflasche M. 3,50. Reiseflasche M. 2,25.

Lungenleiden (chron. Katarrhe und Schwindesucht) heilbar!

Ausführliche Broschüre mit Berichten von Ärzten und geheilten Kranken
über diese Heilmethode versendet die Chemische Fabrik

Dr. Hofmann Nachf. in Meerane 101 (Sachsen) gratis und franko.



Kleinig & Blasberg
Leipzig

illustrierte Preisliste
elektrischen Artikel

für Starkstrom-Anlagen,
Elektr. Klavier Telefon- und
Elektr. Motorrad Beleuchtungs-
Anlagen.
Elektr. Lehrmittel o. Apparate.

**Billige böhmische
Bettfedern!**
10 M. neue geschlissen, M. 8, bessere, M. 10,
weichgezogene, M. 12, schneew. dauer-
weich, M. 14, M. 16. Versand franko,
zollfrei, per Nachnahme. Umtausch
und Rücknahme gegen Portovergütung
gestattet.

Benedikt Sachsel, Lobes 311,
Post Plzeš, Böhmen.

Briefmarken

einzelne und in
Sätzen
versend. gern zur Aufw. Hofmann & Co.
Dresden - Alst., Oppoldswaldergasse 2.

Direkt von der Fabrik.

Lyra-Räder
(Modell 1904)

billigst. sind unerkannt die
besten u. billigsten.

Volle Garantie.

Probessendung bereitwilligst.

Starke Tourenmäppchen

billigste Halbrenner v. M. 62 an

Pneumatika mit Garantie.

Laufdecken à M. 5, prima 6,25. Luft-
schläuche m. Ventil à M. 3,25, prima 3,50.

Pneumatika ohne Garantie.

Laufdecken M. 4,25. Luftsäcke à 2,75.

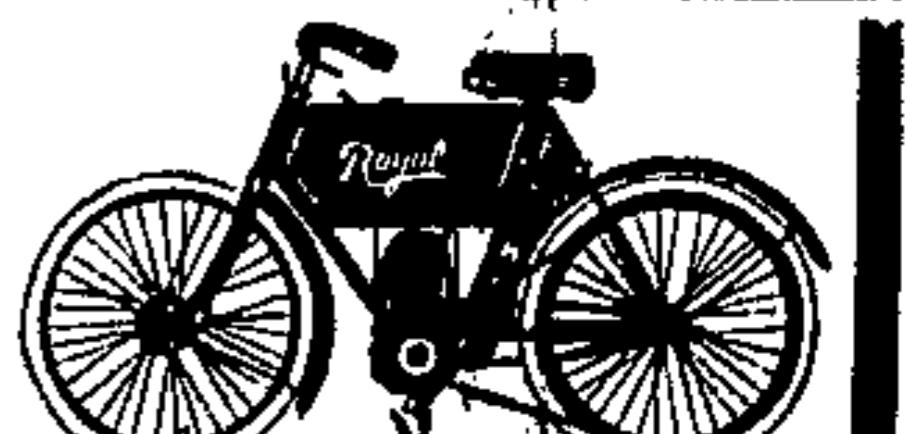
Vertreter gesucht. Preisliste gratis.

Richard Ladewig, Prenzlau No. 59.

Musik-Instrumente-Saiten
Vortheilhafteste Bezugsquelle direkt vom
Fabrikat Gustav Kreitberg
Gotha u. Markneukirchen S. 47

Repetier-Wecker

wird innerhalb 7 Minuten
sofort einschläf. unmöglich ist. M. 4,50 und
Garantie. Kein Risiko, da
Umtausch gestattet. Illustr.
Preissch. über Uhren,
Ketten, Schmuckstücke gratis.
Gebr. Läsch, Leipzig 43.



Motorzweiräder von 300 Mark. an.
Motoren zum Selbst-Einbau in jedes
Fahrrad ohne Veränderung.
Fahrräder 1 Jahr Gar. . . M. 70,--
m. Freilauf-Rücktrittkrempe . . . 99,
Glockenklag., Innentüte, Doppelglocken,
Laufdecken . . . M. 8,50, 12,50, 16,
Luftschläuche . . . M. 2,75, 3,50, 4,
Laufläufen . . . M. 0,75
Acetylenlaternen . . . M. 0,75
Calciumkarbid, Kilo . . . M. 0,50
Lenkstange, vernickelt . . . 2,70
Pedale . . . 1,35
Elekt. Taschenlamp. . . 1,25
Gespannte Räder . . . 5,
Fusspumpen . . . 2,15
Freilauf-Hinterräder . . . 11,
Reparaturen aller Systeme billigst.
Fordern Sie gratis u. frisko. unseren
neuest. reichillustr. Katalog 1903
Vertrag. auch f. gelegentl. Verk. ges.
Hoher Rabatt, guter Nebenverdienst.

Willi Hausscherr, 6. m. b. f.
Berlin O. 27, Alexanderstr. 150.

Sommersprossen
entfernt nur Crème Any gefahrlos in wenigen Tagen.
Nachdem Sie alles Mögliche erfolglos angewandt, mach.
Sie einen letzten Versuch mit Crème Any; es wird Sie
nicht neuen Goldene Medaillen Paris und London.
Franko Nachnahme M. 0,45.
Allein durch: Apotheke
zum Eisernen Mann, Strassburg 4, Elsass.

JAVOL

Ein kurioser Kauz

muß das sein, der noch nicht begriffen hat, daß

„JAVOL“ das einzige Haarpflegemittel von

wirklich positivem Wert ist.

Verblüffend großartig! — Damit ist alles gefagt.

JAVOL

fettig für trocknes, sprödes und dunkles Haar.

fettfrei für überfettiges und hellfarbiges Haar.

Flasche M. 2,--. Doppelflasche M. 3,50. Reiseflasche M. 2,25.

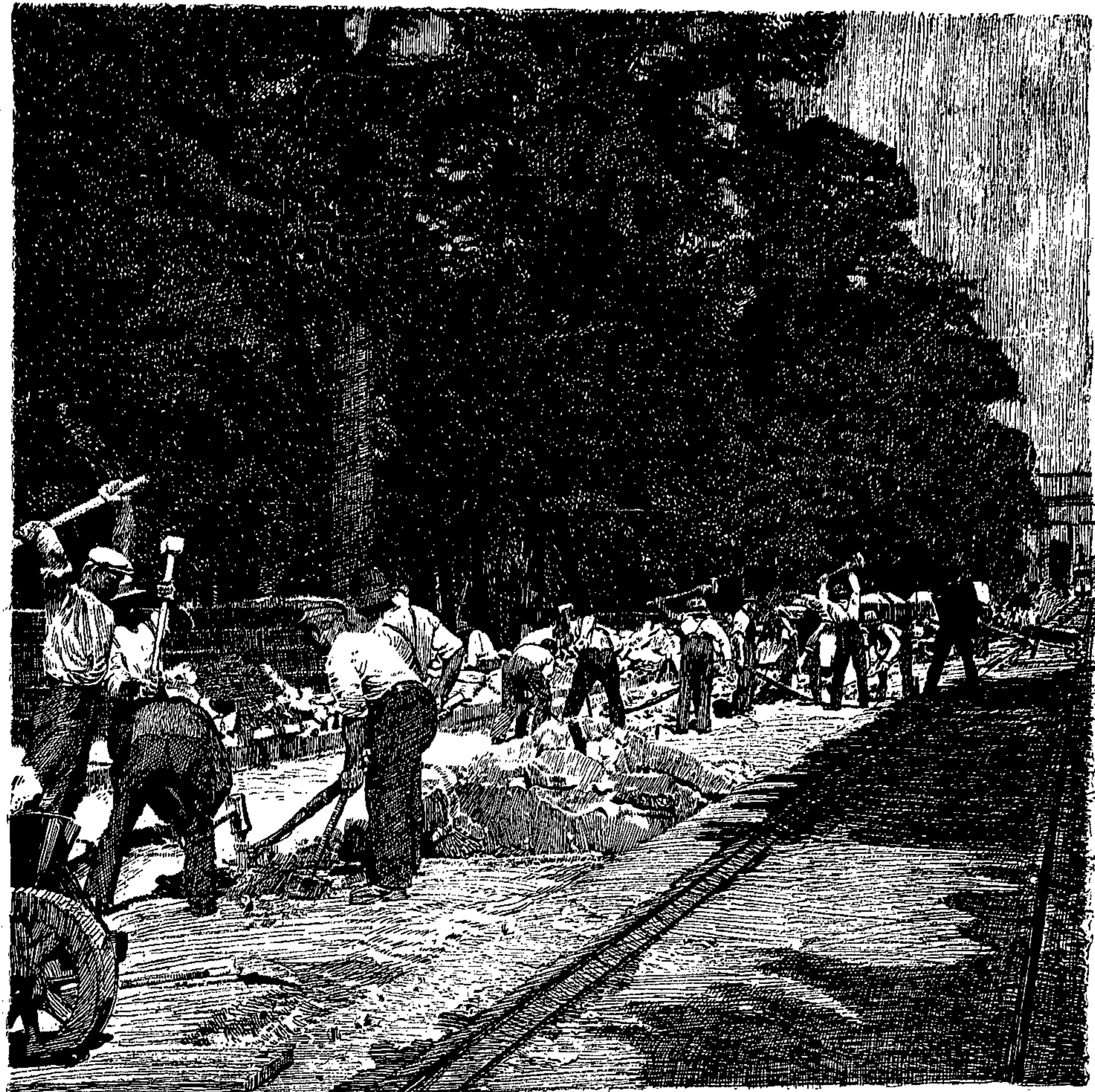
JAVOL

der tatsächlichen Verrohung nicht minder fehlte. Die zahllosen, meist kleinschen und überflüssigen Professorenstreitigkeiten, mit denen vor dem und nachdem die deutschen Universitäten erfüllt waren, sind nicht mit reineren Waffen gekämpft worden. Je kleinscher aber der Gegenstand ist, um den es sich handelt, in je größerem Gegensatz er steht zu der Wucht der Worte, die um ihn gebracht, der Ungeheuerlichkeit

Unnatur und Geziertheit dessen, was damals als gute Manier galt. Wenn sie dabei in die Pose der Grobheit versetzt und sich nach jedem überkräftigen Wort stolz in die Brust wirst — wen wundert das? Hatte doch der gute Ton damals in der Politik wie in der Literatur so gründlich abgewirtschaftet wie nur irgend möglich. Es war doch nichts anderes mehr als der gute Stock, hinter dem sich die schmützige

schon an und für sich ein revolutionärer Alt. In den Stücken Klings und Venzens nimmt es von allen Ausdrucksformen des schlechten Tons. Selbst die wohlerzogenen Bürgerstöchter betiteln sich gegenseitig in den „Soldaten“ des Venz als Luder, Kanaille und Hure.

Nebenbei wird der gute Ton nach allen Regeln der Kunst verhöhnt. In dem Hofmarschall v. Kalb in



Erdarbeiter im Berliner Tiergarten. Federzeichnung von F. Giebelhausen

der Beschuldigungen, die um feinenwissen wider den Gegner geschleudert worden, desto mehr verfällt solch nutzloses Gezänke dem Fluche der Lächerlichkeit. Achim von Arnim hat in seiner Novelle „Holländische Phantasien“ ein typisches Beispiel jener ungezählten akademischen Hahnenkämpfe und damit ein artiges Kulturbild unartiger Unkultur geliefert.

Ein neues Helbenzeitalter beginnt — wenn man von den Sebastian Brant, Fischer und Abraham a Santa Clara absieht — für den schlechten Ton mit der klassischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts. In ihrem Sturm- und Drangbeginn ist sie eine kräftige und bewusste Reaktion gegen die

und zerrissene Wäsche der Zeit verbarg. Hinter den gedrechselten Neuwendungen des Curlalstiles lauert die despontische Willkür, die schändlichste Brutalität. Das spanische Hofzeremoniell und der Hofton des französischen Hofes konnten es nicht hindern, daß die deutschen Höfe zu Bruttstätten aller stinkenden Unstümmigkeiten und allergeschlechtlichen Ausschweifungen wurden. Und die Bierlichkeit der äußeren Form, die aus den Erzeugnissen der Dichtkunst jedes derbere Wort, von der Bühne selbst das Schnupftuch verbannte, für die die Hosen die „Ulnausprechlichen“ waren, töte alle Natur, allen Geist, alle Wahrheit.

Darum war der Gebrauch eines kräftigen Wortes

Schillers „Luise Millerin“, in dem Niccaut de la Marcklure in Lessings „Minna von Barnhelm“ erscheint die Hohlheit der gefälligen Umgangsformen zur Karikatur verzerrt. Wie ist doch der manierliche Kalb zu jeder Schandtat und Schurkerei bereit; wie entrüstet sich der ritterliche Niccaut über die „arme plumpen Sprat“, die deutsche Sprache, die von Falschspielen und Betrügern redet, wo er so manierlich „corriger la fortune“ — das Glück verbessern — sagt. Man könnte, wenn die Vertreter des schlechten Tons aus ihrer Rolle fassen und selber wehleidig würden, umgedreht über jenen Sprachgebrauch klagen, der Schimpfen nennt, was doch nichts anderes ist als das

Aussprechen dessen, was ist. Aber weil hier nicht von der schönen Literatur, sondern von den Sitten der öffentlichen Polemik gesprochen werden soll: wie hat nicht Lessing den armen Goeze behandelt! Es sollen hier nicht die Kraftstellen aus dieser berühmten Streitschrift herausgesucht werden; teils, weil uns der Standpunkt jener theologischen Diskussion zu sehr entricht ist, teils, weil nach den gegebenen Proben Lessing doch immer schon matt wirken würde. Wer sich aber ein wenig in diese Polemik vertieft, wird bald bemerken, wie sehr der schlechte Ton, der hier mitunter angeschlagen wird, am richtigen Orte ist, und wie hier der Kraftanspruch — anders als oft bei dem viel verbergen Luther — niemals der bloße Ausdruck des persönlichen Hasses, sondern der höchste Gipelpunkt einer logischen Beweisführung ist. Und haben nicht auch die beiden großen Klassiker, als sie längst in den olympischen Höhen mähevoller Abgeklärtheit wandelten, zur berben Waffe der Zensur gegriffen, um sich ihrer literarischen Angriffe zu erwehren?

Wenn die deutsche Polemik im achtzehnten Jahrhundert trotzdem in ihren Formen mähevoller erscheint als die der Reformationszeit, so kommt das daher, daß der Anprall der physischen Gewalten vorläufig nicht mehr so heftig, die politische Entwicklung nicht mehr so stürmisch war wie damals. Erst das neunzehnte Jahrhundert mit seinen gesteigerten Machtkämpfen zwischen Bürgertum und Adel, und vor allem zwischen dem Proletariat und den besitzenden Klassen, die erhöhte Intensität des öffentlichen Lebens, die vermehrte Leidenschaft des Interessengegensatzes bringt eine neue Hochflut der geschichtlich bedeutsamen Polemik und damit auch unvermeidlich des „schlechten Tons“.

Obwohl ein Klassiker des Sozialismus, wie Ferdinand Bassalle, den Streitfragen des Tages

noch lange nicht entrückt ist, so fällt es hente doch keinem mehr ein, über den schlechten Ton seiner Diskussionsart, die Unmannerlichkeit seiner Polemik Klage zu führen. Er ist anerkannt als ein Meister der Prosa, und ein deutscher Professor, der allerdings nicht auf einem reichsdeutschen Rathgeber lehrt, pflegt zu sagen, daß man in späteren Zeiten auf den Gymnasien statt Cicero Bassalle lesen wird. Der Tausch wäre wahrhaftig nichtibel, nur stirbt den guten Ton wäre damit wenig gewonnen. So unendlich vornehm Bassalle in seinen Reden auftritt, wenn er allgemeine wissenschaftliche Gegenstände behandelt, so erblich ist er, wenn ihn die Notwendigkeit des Kampfes zwingt, gegen kleine Geister wie die Schulze-Delitzsch und Julian Schmidt in die Schranken zu treten. Wie der Pastor Goeze werden auch sie schwerlich anders als rüdig auf dem Esel und mit der Schellenkappe, die ihnen ihr gewaltig überlegener Gegner verliehen hat, in die Unsterblichkeit einziehen.

Die gewissenhafte historische Kritik, die Licht und Schatten genauer zu verteilen sucht und manche Uebertreibung zurückzuweisen mag, kann an dieser Tatsache nichts mehr ändern, sitemal es in der Welt nicht auf das Einerseits-Anderseits der Nebensächlichkeit ankommt, sondern darauf, wer in der Hauptfrage Recht hat. Und da bekanntlich nach einem berühmten Wort die Schadenfreude die reinste aller menschlichen Freuden ist, werden sie sich in die lägliche Stolle, die ihnen auferlegt ward, schon flüben müssen. Sie mögen sich selbst für die Opfer des schlechten Tons betrachten — wie ja der Geschlagene immer in Neuerlichkeit den Ursachen seiner Niederlage sucht, und sind doch nichts anderes als — vielleicht besonders hart gestrafe — Opfer ihres eigenen Unrechts.

* * *

Die Weltgeschichte ist gerecht. Der schlechte Ton ist keineswegs eine Waffe, die dem, der sie vorsätzlich anzuwenden sich nicht scheut, den Sieg sichert. Nur die oberflächliche Betrachtung läßt ihn bloß als läble Biel jener erscheinen, die vorwärts wollen, weil die vielen Schimpfeldzüge, die gegen das aufstrebende Neue unternommen worden sind, weniger bewußt und rascher vergessen werden, als sie es vielleicht verdienen.

Wollte man etwa zusammenstellen, was an Kraftworten gegen moderne Welterkenntnis und moderne Kunstauffassungen geleistet wurde, was beschämte Schriftsteller ebenso gut über die Böcklin, Wagner, Ibsen, Zola, wie über die Marx, Bassalle und Engels zusammengeschimpft haben, so ließen sich leicht Wände damit füllen. Aber es hat an den Leuten gefehlt, die über diesen schlechten Ton klagen, und an Staatsanwälten, die ihn anklagten. Alle diese guten Männer durften mit Luther gegen die Sündlanten und ihre Schriften sagen: „Davon werde ich jung und frisch, stark und fröhlich.“ Diesen Schnähworten fehlte ihre logische, ethische und ästhetische Berechtigung. Sie waren deshalb — vorbelgeschimpft.

Alles in allem: Die Idee vom ewigen Melancholienfrieden und von der Unantastbarkeit des guten Tones ist ein Traum — und vielleicht nicht einmal ein schöner!

So lange es Schurken und Dummköpfe gibt, wird es besser sein, sie zu erzählen oder vor ihnen zu warnen, als sie „hochwohlwisse ehrenwerte Männer“, „erlauchte, edle Herren“ oder ähnlich zu benennen. Der schlechte Ton hat wie jedes Ding sein Maß, seine Schranken und seine Regeln, aber er hat auch sicherlich seine wohlbegruñete Berechtigung in der Welt. —

Ein Triumph.

Erzählung von August Strindberg.

Die Hofmarschallin hat ihren zur Zeit elusamen Platz im ehemaligen Bett verlassen und ihre erste Toilette gemacht. Sie öffnet die Türen zu der Terrasse, die auf den Schloßgarten hinausgeht, und läßt die warme Luft des Junimorgens in das Schlafzimmer hineinströmen. Ihre Terrasse, die das Dach einer alten Bastion bildet, ist von einer Balustrade toskanischer Säulen aus Sandstein umgeben, auf welchen in Löpfen aus herrlicher Majolika von Urbino, Rosenthaler und Granatbäume aufgestellt sind, und durch diesen grünen Rahmen sieht sie die Fahrzeuge auf dem Nordstrom, weiterhin den Schiffsholm und in der Ferne die runden Linien der Eichen auf der Waldemarsinsel. Gleich unter sich hat sie den Schloßgarten, in den eine Treppe in drei Absätzen hinabführt, auch die mit einer Balustrade, doch ist diese mit Standbildern aus Blei verziert, die mit Oelfarben übermalt sind.

Die Kammerjungfer stellt einen Armstuhl hinaus, der mit goldenen Blättern bekleidet ist, und legt eine Bärenhaut auf den noch vom Tau feuchten Steinboden. Die Herrin tut einige Schritte, setzt sich aber bald müde in den Stuhl. Sie nimmt ihren Handspiegel, der am Gürtel hängt, und betrachtet ihr Angesicht. Zweihunddreißig Lebensjahre, sechs Jahre kinderlose Ehe und drei Monate Trennung von ihrem Mann, der draußen im Kriege ist, haben die noch festen und vollen Wangen gebleicht, die kleinen, streifige Spuren von den Falten des Kopftüllens tragen. Das zurückgestrichene, schwarze Haar, das meistens von der weißen Seidenhaube mit Perlenstickerei verdeckt wird, ist noch zum Teil verschönert, wie wenn schwere Träume den Schweiß ausgetrieben hätten. Die großen, sehr gerundeten, braunen Augen, die das Blau des Himmels mit undeutlichen Miniaturländern von Majolikavasen und Schloßfenstern vermischt wiederspiegeln, sagen nichts anderes, als daß sie müde sind. Das tief ausgeschneidete Kleid läßt eine hochgewölbte Brust mit einem sich etwas senkenden Busen halb bloß, so

dass das Bruststück aus standeschen Spitzen nur einen schwachen Schutz gegen den Lustzug bildet. Der steife Atlasrock aus Purpur fällt so nach vorn herunter, daß der, der auf der Treppe steht, die langen gestickten seidenen Strümpfe mit den farbigen Zwischen noch bis über die Kniescheiße sehen könnte, während der kleine, aber hochgewölbte Fuß in der Bärenhaut wie in ungemähtem Gras begraben lag.

Sie gähnte ihrem eigenem Bild mitten ins Gesicht, so daß der warme Atem das Glas des Spiegels wie mit einem Flor beschlug, hinter dem ihr Gesicht einen Augenblick verschwand, um dann allmählich wiederzukommen, wenn der feuchte Schleier zusammenzog und verging. Das ergötzte sie einen Augenblick. Darauf nahm sie ihre Schere, die neben dem Spiegel am Gürtel hing, und begann ihre Nägel zu putzen.

Da hörte man den Sand unten im Garten knirschen und von dem Rande des Springbrunnens erhob sich eine lange, männliche Gestalt, die auf dem Banke gelegen und die Knorpel betrachtet hatte. Die eine Körperhälfte war papageigrün gekleidet und die andere scharlachrot; auf dem Kopfe trug er die altrödische Narrenkappe, wenn er auch augenblicklich die Schellen in die Falten gesteckt hatte, so daß sie nicht klingelten, wenn er sich rührte. Sein Angesicht war ernst und schrie bedeutend gegen seine Tracht; die Füße, die durch ein Paar starke Schnurknoten und einen spitzen Klumpbart etwas verborgen wurden, erinnerten an die eines deutschen Studenten, und es lag etwas von dem Blick des Gelehrten in seiner ganzen Art, die ihn umgebende Welt zu betrachten.

Als er dicht vor die Treppe zur Terrasse gekommen war, blieb er jäh stehen; wie überwältigt von dem Gemälde. Das läppige Weib in der glänzenden Tracht, der weiße Strumpf und die schwarze Bärenhaut, die offenen Türen zum Schlafzimmer, wo die nette Kammerjungfer vor dem Bett stand und die Laken ordnete, die sie schüttelte und

zusammenfaltete, alles schien einen unerwarteten, nahezu verlegenenden Glüdruck auf den Narren zu machen.

Die Marschallin zuckte zusammen, als ihre Augen auf den Narren fielen, und als dieser Miene machte vorzuzeilen und sich auf die Knie zu werfen, nahm ihr Gesicht ein so verzweifeltes und willbes Aussehen an, daß der Narr augenblicklich stehen blieb, die Milze abstreifte und eine lächerliche Verbeugung machte.

„Es sind vierzehn Tage her, seit ich Dich sah, Menelaus,“ sagte die Marschallin in einem so mürrischen Tone, wie sie nur annehmen konnte.

„Ja,“ antwortete der Narr und sprang auf die Barrière hinauf und kratzte sich mit seinem pantoffelbesetzten Fuße den Kopf. „Und was fehlt Dir da im Spiegel?“

„Ich bin betrübt bis zum Tode, und ich sehe im Spiegel einen Mann mit langem Gesicht, rotem Bart und irrsinnigen Augen, der hinter dem Feuervorhang im großen Spiegelsaal steht und uns beobachtet; doch er lachte, als Du Dich kratzt, so ist noch kein Schaden geschehen, und ich habe viel zu erzählen.“

„Auch ich,“ sagte der Narr; „ich bin betrübt bis zum Tode, lasst uns zu Euch hineingehen.“

„Unmöglich! Der Stote beargwöhnt uns! Kommt wieder vorbei später am Tage!“

„Unmöglich! Ich soll ja gaukeln beim Einzuge am Nachmittag.“

„Dann müssen wir schon hier sprechen! Deh zeige, daß Du spielen kannst, wie einem Spieler aufsteht!“

„Das kann ich nicht! Das kann ich nicht! Hente nicht! O nein! Erfinnt etwas anderes.“

„Was soll ich erfinnen? — Er ahnt Unrat! Jetzt kriecht er hinter die Gardine. — Warte, ich habe es: Ich werde Dir vorlesen!“

Sie rief die Kammerzofe: „Anna! Anna!“

Die Kammerjungfer kam eiligst auf die Terrasse heraus.

„Was wünschen Eure Gnaden?“

„Gib mir das blaue Buch, das auf dem Nachttisch liegt; nein, es liegt unter dem Kästchen.“

Die Jungfer kam gleich zurück mit einem Quartett in blauem Corduaneband.

„Geh hinzu und schleß die Tür,“ sagte die Marschallin.

„Jetzt, Narr, sollst Du und der Note eine frohe Stunde haben, denn ich will Voccacostas Deinuon lesen.“

„Gut! Doch wie wird der Hohne im Fenster wissen, was Ihr leset?“ wandte der Narr ein.

„Er wird die blauen Decken sehen, und er hat mir das Buch gestohlen! Denke Dir! Er will meine Seele solange bereiten, bis sie mit feiner verwandt wird!“

„Ehr edler Herr; wir kennen ihn. Aber wie müssen also nun sprechen wie ein Buch, denn Wahnsinnige haben scharfe Augen und scharfen Verstand. Das letztere flingt wunderlich, doch ist es so!“

„Sei ruhig, Menelaus, ich kenne ihn zu gut. Und wenn ich auf etwas Trauriges komme, wirst Du Dich vor Freude und Entzücken ganz närrisch und verrückt zeigen.“

„Verlaßt Euch auf mich Frau!“

„Dann beginne ich!“

Die Marschallin hob das Buch auf und suchte einen Augenblick in den Blättern; darauf sang sie an mit einer einütigen, abgemessenen Stimme zu sprechen, wie einer der Nester.

„Auf der Grenze des naturschönen Bleking und des häßlichen Smaland . . .“

„Bergeßt nicht die Blätter umzuwenden, Frau!“ unterbrach sie der Narr.

„Da hast Du recht, und Du mußt mich daran erinnern, wenn ich es vergesse. — Jetzt ist er wieder da, der Schreckliche, und die Augen leuchten wie Glut! Ich beginne von neuem:“

Auf der Grenze des naturschönen Bleking und des häßlichen Smaland liegt ein hübscher Landsee, der Flammen heißt. Auf dem nördlichen Ufer, das zu Smaland gehört, liegt ein Hof mit einem Hause, der Ingelstad heißt; auf dem südlischen Ufer, das zu Bleking gehört, will sagen, Dänemark, liegt ein Hof, der Edrup heißt. Der Herr zu Edrup war mein Vater. Er hatte zwei Töchter: die eine war ich natürlich; auf die andere hatte der Herr zu Ingelstad seine Augen geworfen, hatte gefreit und das Jawort erhalten und sollte sie heimführen auf seinen Hof. Bleking hat, wie Du weißt, bald der dänischen, bald der schwedischen Krone gehört, doch wie es auch war, die Grenzbewohner, die durch Heiraten sich miteinander vermischt hatten, haben sich niemals anders als wie ein Volk gefühlt und sind Freunde gewesen in Lust und Leid. Ja, sie haben sich sogar in Kriegszeiten vom Kampfe ferngehalten und sogenannten Bauernfrieden miteinander geschlossen. — Ist es gut gelesen?“

„Ihr sprecht wie ein Buch, Frau,“ antwortete der Narr und schlug in die Hände.

„Er lächelt oben, denn er glaubt es sei etwas Unzügliches! — Weiter!“

„Der Herr auf Edrup und der Herr auf Ingelstad waren alte gute Freunde, und da man nicht länger als eine Viertelstunde über den See zwischen den beiden Höfen ruderte, trafen sie sich oft und in aller Freundschaft. Das Ende war, daß der jüngere Herr auf Ingelstad um meine Schwester freite, wie ich oben erzählt habe.“

„Wendet!“ sagte der Narr. „Wendet! wendet um, Frau!“

Die Marschallin wandte das Blatt und fuhr dann fort:

„Es war ein schöner Sommerabend, wie in den Büchern zu stehen pflegt; auf Ingelstad hatte man seit vierzehn Tagen gescheuert und gepunkt; man hängte Flaggen zu den Fenstern hinausgehängt, Brautstangen und bergleichen errichtet, denn der Herr vom Hofe sollte am Abend seine Braut heinführen. Und auf Edrup hatte man nicht weniger gerüstet; dort

wurde die Hochzeit in Freude und Lust gehalten. Auf den Abend sollten die Alten und alle Hochzeitsleute die Jungen über den See bis zu ihrem Heim begleiten. Von Boten mit Fackelträgern und Spielkünstlern umgeben, wurden sie über den ruhigen Wasser- spiegel gerudert, der den Schein von den Fenstern wiedergab, die man auf den Ufern angezündet hatte; der Mond stand tief über dem Munde des Waldes und verbarg sich dann und wann hinter dem Hauch; die Hörner klauten, die Geigen tönteten und die Trompeten schmetterten.“

„Bravo,“ schrie Menelaus, „ganz wie im Dekameron.“

„Der Empfang auf dem Hofe der Jungen war glänzend,“ fuhr die Marschallin fort, „und die Jungen waren im Paradies des Himmels. Und es wurde gespielt und gescherzt bis tief in die Nacht hinein.“

Aber mitten im Fackeltanz, an dem alle Alten hatten teilnehmen können, hörte man auf dem Hofe ein Trompetengeschüttel. Die Musik verstummte, der Tanz gerät ins Stocken, man wartet mit Angst auf den, der in der Nacht kommt, denn man hörte wohl, daß es wer Fremdes war, der keine gute Botschaft brachte. Herein tritt der Vogt des Königs, von einem Heermeister begleitet, und verkündet laut im Saale, daß Krieg ausgebrochen sei zwischen der schwedischen und dänischen Krone. Darauf folgte eine Erinnerung an die Dänen, sogleich auf zwölf Stunden Geleit hinzuziehen und bereit zu sein auf das, was folgen würde. Zuerst wurde es ganz still im Saale; aber darauf schritt der Herr zu Ingelstad vor, den Arm um seine zitternde Braut, fasste einen gefüllten Weinbecher und erklärte laut und deutlich, er tränke seinen Becher auf seinen Schwiegervater, seine Freunde und Nachbarn, und ehrwürdige sie die Braut aus seinen Armen reißen können, ehe er sein Schwert gegen ihren Vater zöge. Die Becher wurden erhoben und man trank auf Freiheit und Eintracht unter Umarmungen und Umklungen.

Aber da nahm der Heermeister wieder das Wort und erklärte, Bauernfrieden würden nicht mehr anerkannt werden; jeder, der sich nicht unter die Fahnen stelle, werde als Reichsfeld angesehen und sein Hof niedergebrannt werden. Der alte Herr zu Edrup erklärte, er und seine Tochter würden nicht die Hand gegen Verwandte und alte Freunde erheben, mit denen er keine Händel habe, und die Friedensversicherungen würden wiederholt. Der Heermeister und der Vogt warnten zum letzten Male und nahmen Abschied. Und dann setzte man den Tanz fort, bis die Jungen sich in ihre Räume und die Gäste auf ihre Zimmer zurückzogen, um den Tag darauf mit den Festlichkeiten fortzufahren.

Aber den Tag darauf wurde das Haus von schwedischem Kriegsvolk gewestet. Der Bräutigam, der mit Waffen sein Zimmer verteidigte, wurde überwältigt und gefangen genommen; die Braut — meine Schwester — wurde wahnsinnig. Sie saß nun hier, unter unseren Füßen, von mir verborgen gehalten, den Knebel im Mund, damit sie ihren Aufenthaltsort nicht verrät; und ihr Bräutigam — ja, er soll heute im Triumphzuge geführt und dann gerädert werden. Das war eine lustige Geschichte! Klatsch in die Hände, Menelaus!“

Der Narr sprang von seinem Platz auf, warf die Mütze auf den Boden, trat auf sie und rannte sich den Bart.

„In Jesu Namen, Klatsch' in die Hände, er sieht nach uns,“ flüsterte die Marschallin erregt Menelaus zu.

„Nein,“ sagte der Narr. „Hängt mich mit dem Fischblatt an eine Wurstspitze und schubdet mir die Augenläder ab, jetzt aber sollt Ihr meine Geschichte hören — ohne Buch, ohne Spiegel, ohne Hände-Klatschen!“

„Beim Kreuze Christi des Versöhners, denk' wenigstens an uns; er hat das Fenster geöffnet und hört jedes einzige Wort, das Du sagst!“

„Desto besser! Er soll es von mir hören, wenn er es nicht in der Kirche oder dort in seinen Zimmern zu hören bekommt! Hier habt Ihr meine Geschichte: Ich war Diakonus an einer kleinen Kirche im nörd-

lichen Bleking, aber ich bin geborener Schwede, von schwedischen Eltern. Ein Diakonus ist einer, der dem Priester antwortet und Amen sagt, wenn der Ja sagt.

Ich wurde es überdrüssig, Ja zu sagen und war mehr dazu geboren, Nein zu sagen. Ich hatte ein Mädchen gern, ich wie alles andere Mannegeschlecht. Aber wir konnten niemals so viel bekommen, daß wir zusammenziehen konnten, aber ein Klub bekamen wir. Und dann fuhr ich nach Stockholm hinauf und wurde, der ich bin! Wie? Daraus erinnere ich mich nicht! Doch ich gedächtnis gut und war stolz darüber, daß ich der einzige war, der ein wahres Wort sagen durfte im ganzen Schwarm.

Aber nicht um wahre Worte zu sagen war ich angestellt, sondern sie auf eine lustige Art zu sagen.

Als ich das entdeckte, wurde mir die Beschäftigung leid, aber es war zu spät, eine andere zu suchen, und außerdem, mein Sohn wuchs heran; ich sparte für ihn und die Mutter. Er war achtzehn dieses Jahr. Der Krieg brach aus. Warum? Weil der Maler des dänischen Königs drei Kronen statt vier auf die Wagentir des Königs malte, oder weil der Admiral des schwedischen Königs einen Fehler beim Kanonenzug beging, weit draußen auf der See, wo es niemand sah? Wer kann darauf antworten?

Es wurde Krieg! Ihr habt eben davon gesprochen! Heute Morgen nahm ich ein Boot und fuhr auf den Strom hinaus; dort lagen drei große Kreiser vor Anker und trockneten die Segel. Auf den Fahrzeugen — ich habe überall freien Zugriff — sah ich Gesichter, die ich niemals vergessen. Es waren Bewohner von Bleking, die das Verbrechen begangen hatten, in Bleking geboren zu sein, während eines Zeitpunktes, als zwei unartige Jungen Lust kriegten, sich zu rauschen. — Ja, hör' es Du, Du Troyf, da oben, wo Du stehst und globst! — Ich sah Weiber und Kinder ohne Kleider, deren Augen nach einem Bissen Brot auslachten.

Dort traf ich auch im Ladungsräum mein — lasst uns sagen — Weib, da wir zusammen das Kind hatten. Sie war nicht wahnsinnig, aber nicht weit davon. Und sie konnte erzählen, wie der Schwede durch seine Knechte draußen auf der Thinghöhe alle mannbarren Leute, die Waffen tragen konnten, in Reihe anstellen ließ, und dann ließ man sie nieder, Reihe nach Reihe, wie man den Wald fällt.

Und dabei war mein Sohn! Hast Du einen Sohn, Du, da oben, so mag ihn die Hölle holen. Hörest Du's? Hörest Du's?“

Der Narr machte eine Pause um Atem zu holen und fortzufahren, doch als seine Augen das Gesicht der Marschallin trafen, sah er in ihren verzweifelten halbgebrochenen Blicken, was er über sie und sich herauftschworen hatte; von einer angenehlichen Einigung erfaßt, wandte er sich dem Fenster zu, wohin er vorher nicht zu blicken gewagt hatte, warf sich bärhaft auf den Marmorboden und schrie mit lauter Stimme:

„Ave Caesar imperator, morituri te salutant!“

„Bravo Menelaus!“ wurde vom Fenster geantwortet, und ein schwaches Häubchens folgte.

„Er glaubt noch immer, ich gäule,“ flüsterte der Narr. „Wir sind gerettet.“

„Und Ihr, schöne Frau,“ fuhr die Stimme vom Schloßfenster fort, „Euch ist es gegliedert, einen Komödianten zu erziehen, der meine Italiener zu Schanden machen wird!“

Die Marschallin konnte nur sitzend eine Verbiegung mit dem Kopfe machen, als die Kammerjungfer durch die Glasstür heraus kam und verkündete, der Hofmarschall sei angelangt.

Der Kopf im Fenster zog sich missvergnügt zurück, der Narr nahm seine Mütze und lief davon; die Marschallin stand auf, um ihrem Gatten entgegen zu gehen, den sie drei Monate nicht gesehen hatte.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Der Schneider auf der Reise.*

Der Schneider Franz, der reisen soll,
Weint laut und jammert sehr:
„O Mutter, lebet ewig wohl,
Euch seh ich nimmermehr!“
Die Mutter weint entsetzlich:
„Das lass ich nicht geschehn,
Du darfst mir nicht so plötzlich
Aus deiner Heimat gehn.“

„O Mutter, nein, ich muss von hier,
Ist das nicht jämmerlich!“
„Mein Kind, ich weiss dir Rat dafür,
Verbergen will ich dich.
In meinem Taubenschlage
Verberg ich dich, mein Kind,
Bis deine Wandertage
Gesund vorüber sind.“

Mein guter Schneider merkt sich dies,
Und tut, als ging er fort,
Nahm kläglich Abschied und verliess
Sich auf der Mutter Wort,
Doch Abends nach der Glocke
Stellt er sich wieder ein,
Und ritt auf einem Bocke
Zum Taubenschlag hinein.

Da ging er, welch ein Wanderschaft,
Im Schrage auf und ab,
Und wartete, bis ihm zur Kraft
Die Mutter Nudeln gab,
Beim Tag war er auf Reisen,
Und auch in mancher Nacht,
Da hat er mit den Mäusen
Und Ratten eine Schlacht.

Einst hatte seine Schwester Streit
Nicht weit von seinem Haus,
Er hört, wie die Bekämpfte schreit,
Und guckt zum Schlag hinaus,
Mein Schneiderlein ergrimmte,
Macht eine Faust und droht:
„Wär ich nicht in der Fremde,
Ich schläge dich zu tot.“ —

*

Bierbankpolitischer. Als der Schmied im Schurzfell und Hemdsärmeln zum Nachmittagstrunk herüberkam, saß der dicke Mezger schon eine ganze Weile auf der Bierbank, so breit es nur ging, trank, rauchte, die Seidenhauben auf dem Kopfe.

Ein Zug, daß auf dem einen End' der Boden des Kruges zum Vorschein kam, ein kurzes Zungen schnalzen und Deckelklappen, dann tat der Schmied den Mund auf zu einer Frage:

„Mit Neues vom Krieg?“

„Hm!“

Eine ganze Woche fährt aus dem Pfeifenkopf.
„Söd'le weiß i a. Häst D' s Blattl g'lesen?“
„Dös dunne Blattl! Wenn ma net mehr wüft!“
„Fünf Schiff' hat der Russ' schon wieder verloren!“
„Was D' net sagt'! Ja, kann denn der Russ' gar nix?“

„Hast schon a mal an g'seh'n?“

„Was für ein?“

„In Russ'l!“

„Mein' schon. Hinterm Ofen!“

„Wird a Schwab' g'wesen sein. Aber den mein i net. In richtigen Russ'n mein i. Weißt, was der tut. Sig'l! Umschlitterzen frischt er und Schnaps trinkt er dazu.“

„Psut! Teufel!“

„Na, und wo soll er denn in dem Land noch hinter Sibirien die Herzen hernehmen?“

„Recht hast D'! Der steht nig auf! Ewig net!“
„So hört ma allgemein. Ich komm' doch 'rum und erfah' was!“

Das stimmte. Schier jeden Tag ging der dicke ins Gau, auf den Ochsen- und Stalberhandel.

Der Schmied weiß das. Aber der Mezger hat ihn schon zu oft anlaufen lassen. Sollte er ihn heute

* Aus: „Des Knaben Wunderhorn“.

wieder papierl'n wollen? Er schaut ihn von der Seite an. Im Gesicht des Dicken röhrt sich nichts.

„Gott!,“ denkt der Schmied, „mag er gelogen haben oder net, wir werd'n's ja noch erleben!“ —

Der dunkle Hof. Wenn man auf dem engen Hof steht und hinauf nach dem Dache sieht, kann es wie Schwindel über einen kommen. Es ist, als stünde man in einem tiefen, dunklen Schacht, dessen steile Seitenwände sich hoch hinaufreden in die Wolken. Die Rückseite des Boderhauses steht noch am manierlichsten aus, trotzdem auch hier der Regen Staub und Ruß vom Dache hinabwusch auf die Wände. Aber da hängen ein paar grün angestrichene Blumenbretter mit zierlichen Gittern auf den Fensterblechen, es fehlen einige Stäulen darauf und sogar Blüten schauen aus dem kümmerlichen Blattwerk. Das verschönzt die graue, schmuckige Wand.

Der Seitenflügel des Hauses entbehrt solchen Schmucks. Hier ruht Etage auf Etage, reiht sich Fenster an Fenster so gleichmäßig, einfarbig und farblos, daß Du melancholisch werden möchtest. Erst hinter den Scheiben beginnt die Verschiedenheit, sichtbar schon an den Mouleur, Gardinen und mannigfältigen Vorhängen. Zwischen den Fenstern, auf der Außenwand, malte der Muß abscheuliche Bilder. Der Regen plätscherte wohl oft über die Dachrinne — nun züngeln schwärzliche Schlangen an der Mauer herab mit breiten Leibern und schmalen Köpfen. An mehreren Stellen ist der Busch abgeplatzt und es zeigen sich gelblich-weiße Stellen oder es sieht gar ein roter Stein hervor. Misere gehen von unten nach oben, von oben nach unten, herüber und hinüber, breit ausfangend und schmal im Busch verlaufend.

Das hässlichste in diesem Schacht aber ist die dritte Wand. Sie gehört zum Seitenflügel eines Nebenhauses und bildet die Rückseite desselben. Mein Fenster, kein Sims, keine Linie, die den unheimlich einfarbigen Blick dieser Mauer unterbrochen hätten. Schwarz geteert vom Fuß bis zum Dachrand, eine breite, hochaufragende, finstere Fläche. Wie ein riesiger Trauerschlund, der aus den Wolken herabhängt. Man darf nicht lange hinaufsehen oder die Angst ergreift einen — zitternde Angst wie vor dem Lebendigbegrabenen.

Die vierte Seite des Schachtes hat keinen regelrechten Abschluß. Da ist ein altes, niedriges Haus auf einem kleinen Höhlenplatz, das sich teilweise an die Hofmauer lehnt; weiterhin große Fabrikgebäude, deren hoher Schornstein sich wie ein Riesenwächter mitten vor die Öffnung des Schachtes hingepflanzt hat, und noch weiter hinaus erheben sich wieder gewaltige Wohnhäuser mit ebensolchen dunklen Hößen wie dieser.

In unserem Schacht sieht der Morgen nicht hinein. Nur das kleine Stückchen Himmel, das wie ein grauer Deckel über der Öffnung liegt, verfärbt sich allmählich zu helleren Tönen, wenn da irgendwo die Sonne aufgeht und blühende Strahlen auf die dunklen Dächer sendet. Hier ist es länger Nacht, als der Kalender sagt. Nur ganz allmählich und zaghaft kommt die erste Dämmerung vom Dachrand hinunter in die Tiefe. Es ist, als müsse sie sich jeden Fußbreit erobern. Erstunterschlundt sich weiter die Blüten auf dem Blumenbrett, wenn die Helle über sie kommt. Und wenn die weiße Hand des Tages die letzten Spuren der Nacht da unten an den Fenstern des Trödelkellers auslöscht, dann dauert es nicht mehr lange und die Dampfpeife der nahen Fabrik heult ihr Mittagszeichen.

Wenige Stunden nur verweilt der Tag an diesem Orte — und ein grämliches Gesicht macht er auch dann noch. Ist das Wetter dunkel oder trüb, hält er's überhaupt nicht der Mühe wert, erst hinabzusteigen. Und scheint die Sonne, dann ist seine helle Fröhlichkeit bedrückt von der schwarzen Wand. Wie eine ehrne Drohung steht sie da — so unbeweglich und finster. Deshalb flüchtet der Tag so bald wieder aus diesem Loch, verfolgt von den Schatten, die heimlich aus dem Trödelkeller kriechen, mit schwarzen Armen um den Hof greifend und kletternd, wachsend den Tag verdrängen Schritt um Schritt . . .

Noch glänzt über dem Schacht in bläulicher Helle das Stückchen Himmel und blinzelt über die Dachrinne hinab in die Tiefe, aus der es grau und schleidend herauskommt. Immer dunkler quillt es aus dem Trödelkeller, immer höher steigen die Schatten. Schon hängt sich der Abend an das Blumenbrett in der ersten Etage des Boderhauses und späht graugefächert in die Fenster des Seitenflügels — der Tag ist auf schleuniger Flucht . . .

Da geschieht plötzlich ein Wunder: der Tag kehrt um! Er stürzt sich siegreich auf die Schatten, welche in eiliger Hast zurückflüchten in den Trödelkeller. Der Abend gleitet hinab — tödlich getroffen

von einem blühenden Feuerstrahl, der über das Dach des kleinen Hauses auf dem Höhlenplatz herüberschoss.

Die Sonne hat ihre Meise gemacht und steigt lächelnd um die schwarzen Wand, so wie am Fabritschornstein vorbei. Von den Fenstern kommt sie her, dort hinten, ganz hinten, und blickt durch lange Häuserreihen hindurch in diesen engen Spalt.

Nun funkeln alle Fenster im dunklen Hofe wie flüssiges Gold — als sei ein großes Feuer hinter ihnen. Glänzende Helle erfüllt den ganzen Raum und schenkt die Schatten tief hinunter unter das Grünrumpel im Trödelkeller. Dort globen sie fröhlich hervor.

Und die Gesichter der Menschen, welche am Tag so ernst und sorgenvoll in den grauen Grund starren, pressen sich nun an die Scheiben und lächeln — lächeln, wenn die Fenster leuchten. —

Das Pflanzen der Rosen. Welt mehr Aufmerksamkeit als das Pflanzen der Obstbäume oder irgendwelcher anderen Biersträucher erfordert die Pflanzung der Rosen. Viele dieser herrlichen und florale Klummen von Anfang an und erholen sich nie wieder, weil bei ihrem Einschehen in die Erde schwere Fehler gemacht worden sind. Da die Rose empfindlich ist, so pflanzt man sie nicht zu früh. Im April ist die rechte Zeit, womöglich suche man einen stillen, milden, trübem Tag aus. Denn kein Strandkreuznet so leicht aus wie die Rose. Die Austrocknung zu verhindern ist daher die wichtigste Aufgabe bei der Pflanzung. Man erreicht diesen Zweck zunächst dadurch, daß man die Rose beim Pflanzen nach zurückzieht. Dem Anfänger tut es gewöhnlich leid, die schöne, große Krone verkürzen zu müssen, und er geht deshalb nur zaghaft ans Werk. Aber gerade in diesem Falle ist Schneiden unabdinglich erforderlich. Seltener gedehnt eine Rose, die beim Pflanzen nicht oder ungern beschnitten worden ist. Da werden einmal alle dünnen Zweige ganzlich entfernt, so daß etwa noch drei bis vier Zweige übrig sind, und diese werden alle bis auf die beiden untersten Augen zurückgeschnitten. Mag der Rosenstock nun immerhin aussiehen wie eine Heugabel, an der die Binken fast ganz abgebrochen sind, der Trieb wird dann um so kräftiger und frischer sein. Nach dem Einschlagen wird die Rose mit einigen Stämmchen Wasser flüssig eingeschlämmt. Sind die Tage trocken, windstill oder gar feucht, so wächst die Rose bei dieser Behandlung sicher sehr leicht an. Eritt dagegen klar, sonniges oder windiges Wetter ein, dann muß auf andere Weise für die Feuchtthalung des Stockes gesorgt werden. In seinem „Gartenbuch für Anfänger“ (Frankfurt a. d. Oder, 6. Aufl. 1904) empfiehlt Joh. Böttner, an dem Pfahl, an dem man die frisch gepflanzte Rose bindet, ein Wasserfläschchen anzubringen. Man füllt dieses voll Wasser und leitet von ihm aus einige zusammengedrehte Wollfäden den Stamm herab. Die Wollfäden, die mit ihrem oberen Ende in das Wasser getaucht sind, ziehen dieses mit sich herab, und so wird der ganze Stamm feucht. Ist das ganze Wasser ausgelaufen, so muß die Flasche wieder vollgefüllt werden.

Nun erhebt aber die Rose noch weitere Ansprüche. Sie verlangt nämlich einen ganz vorzüglichen Boden. Ist die Erde an dem Standorte, den die Rose einnehmen soll, nicht bis in groÙe Tiefe bester Gartenboden, so muß eine 75 Zentimeter breite und ebenso tiefe Grube ausgehoben werden, und die Erde je nach ihrer Beschaffenheit mit entsprechenden Gaben gutem Bodens vermischt werden. Die Rose liebt eine sehr fruchtbare, kalkhaltige, lockere Lehmeerde. Man mischt also einen Teil milde Lehmeerde oder in Erwägung desselben zerlopften, alten Gebäudemehl mit einem gleichen Teil verrotteten, zu Erde zerfallenen Stalldungs, am besten von Kühen, und einem halben Teil Kalk oder Kalkschutt. Diese Mischung setzt man dem alten Boden zu, vermengt alles aufs möglichste und füllt die Grube damit an. Die Rose kann etwas tiefer gesetzt werden als andere Pflanzen, der Wurzelhals kann ein gutes Stück in die Erde eindringen, besonders in trockenem, leichtem Boden. Wenn auch die Pflanzung am besten bei trockenem Witterung gelingt, so sieht doch die Rose, nachdem sie einmal ins Wachsen und besonders ins Blühen gekommen ist, durchaus nicht trübtes Wetter der Schatten. Sie will einen freien, sonnigen Platz haben, der allerdings nicht den Winden zu sehr ausgesetzt ist. Im Schatten verblümmen die Rosen, bei Regen verderben die Blüten. Man sieht es dieser wundersamen, stolzen Blume an, daß sie für die Freiheit und das Licht geboren ist. —

Nachdruck des Inhalts verboten!

Nachdruck des Inhalts verboten!

Nachdruck des Inhalts verboten!